

Schon früh finden sich Hinweise darauf, dass besondere Begabungen auch mit besonderer Empfänglichkeit für psychische Störungen einhergehen. Im weitesten Sinn lässt sich dieser Einfluss schon im antiken Dionysos-Mythos nachvollziehen, insofern, als die ihm zu Ehren zelebrierten Rituale wahnhaften Rausch, Ekstase, schöpferisches Werden und Entstehen von Ordnung, wo vorher Chaos herrschte, verbinden.

Schwammige Begriffe

Besondere Bewusstseinszustände in Verbindung mit herausragenden, zumeist kreativen Leistungen finden sich im sprichwörtlichen „Kuss der Muse“; bei Aristoteles hingegen ist es eher die Melancholie als Gemütszustand, mit der dichterische, künstlerische und philosophische Kreativität einhergehen. Einer kurzen Phase der Rationalität im 18. Jahrhundert, in der künstlerisches Schaffen mit Vernunft, Mäßigung und Ausgewogenheit verknüpft war, folgte dann die Romantik, in der die alte Verbindung von „Genie und Wahnsinn“ erneut aufgegriffen wurde.

Von „Genie“ und „Genialität“ wird in diesem Artikel im Übrigen selten die Rede sein; die Begriffe werden in der heutigen Wissenschaft kaum noch verwendet, da sie nicht besonders präzise sind. In älteren Texten findet man „Genie“ synonym mit hoher Begabung (Termans Studien tragen beispielsweise den Titel *Genetic Studies of Genius*), wobei die IQ-Grenzen je nach Autor häufig unterschiedlich gesetzt werden. Des Weiteren gilt als „Genie“ insbesondere der schöpferische Mensch, der seine Begabung in künstlerische, schriftstellerische, aber auch wissenschaftliche Produkte um-

„Genie und Wahnsinn“

Sind Hochbegabte so anders?

Dem Vorurteil, dass hohe Begabung und psychische Probleme oft miteinander einhergehen, konnte Termans Studie, über die im letzten MinD-Mag berichtet wurde, empirische Ergebnisse entgegensetzen: Die Befunde zeigten im Gegenteil, dass Hochbegabung eigentlich eher ein Segen ist. Woher röhrt jedoch die Assoziation von Genie und Wahnsinn? In diesem Artikel möchte ich einige der Wurzeln dieser spannenden Verbindung vorstellen; eine ausführlichere Darstellung wird im Tagungsband der MinD-Akademie 2007 (Teilband I) erscheinen.

setzt; hier ist also nicht allein das individuelle Potenzial von Bedeutung, sondern auch dessen Nutzung. Auf das Genie im letzteren Sinne will ich hier vorwiegend eingehen.

Andersartigkeit als Identität

Kaum minder unscharf ist der Begriff des „Wahnsinns“: Im allgemeinen Sinne definiert als ein von der Norm abweichendes Verhalten lassen sich darunter eine ganze Reihe an verschiedenen Phänomenen subsumieren (von Trunkenheit über genetische Erkrankungen bis hin zu psychischen Störungen), sodass sich im historischen Rückblick kaum nachvollziehen lässt, welche Ursache einer bestimmten „Andersartigkeit“ im Einzelfall zugrunde liegt. Die Grenze zur Normalität ist in jedem Fall fließend: Was in einer Epoche als verschroben, aber tolerierbar gilt, kann zu einem anderen Zeitpunkt völlig inakzeptabel sein.

Über weiterführende Fragen zu dieser Reihe sowie über Kritik und Ideen eurerseits freue ich mich. Ihr erreicht mich per E-Mail unter MERF@mensa.de.

In der Tat bietet insbesondere das künstlerische Temperament, wie Jamison (1994) es in ihrem Buch über den Zusammenhang zwischen Kreativität und manisch-depressiver Erkrankung beschreibt, eine ganze Reihe an Anknüpfungspunkten: Energie, Stimmungsschwankungen (der sprichwörtliche Wechsel von himmelhoch jauchzend bis zu Tode betrübt), Individualität und visionäres Denken, Impulsivität und Widerstand gegen

soziale Normen machen künstlerische Exzentrizität nicht nur in den Augen der Öffentlichkeit, sondern teilweise auch im Selbstbild der Künstler aus. Wer sich nicht sklavisch an die Regeln der Gesellschaft hält, schafft sich auch einiges an Freiräumen.

Künstler versus Dilettanten

In der Romantik nun erlebten die Künstler als gesellschaftliche Klasse buchstäblich eine Identitätskrise: Hatte sich ihr Status in den vorangegangenen Jahrhunderten dadurch bestimmt, dass sie in der Gunst adliger Mäzene und Sponsoren standen, so zeigte sich nun im 19. Jahrhundert ein tief greifender Wandel der Gesellschaft. Das Bürgertum hatte nicht nur die finanziellen Mittel, sondern darüber hinaus auch die Zeit, selbst künstlerisch tätig zu werden; der „wahre“ Künstler war somit bedroht, in einer Masse von Dilettanten (im Sinne von Menschen, die etwas aus Liebhaberei betreiben) unterzugehen.

Die (existentiell notwendige) Suche nach einem Differenzierungsmerkmal führte dann zu einem Wiederaufleben der alten Assoziation zwischen künstlerischem Schaffen und der dionysisch-göttlichen Inspiration. Durch dieses transzendentale Element gelang es also sowohl aus der Innen- als auch aus der Außenperspektive, den inspirierten Künstler vom bloßen Talent, das seine Fähigkeiten durch Anstrengung und Übung erworben hat, zu unterscheiden.

Im Umkehrschluss war es für den Künstler des 19. Jahrhunderts gleichsam notwendig, sich mit der Aura des Impulsiven, Leidenschaftlichen und Unberechenbaren zu umgeben, um auch als „echter Künstler“ identifizierbar zu sein – wir haben es also in gewisser Weise mit

Eine kleine Reise durch die Begabungsforschung (IV)

einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung zu tun.

Dass die „romantischen Stimmungsschwankungen“ gut zu den von Jamison (1994) diskutierten Symptomen der manisch-depressiven Erkrankung passen, dürfte deutlich sein; in der Tat verhält es sich so, dass eine etwas mildere Form der Störung (die sogenannte Zykllothymie) der Kreativität durchaus zuträglich ist, weil sie durch die wechselnden Stimmungen eine Vielfalt an Eindrücken ermöglicht, ohne jedoch zugleich durch massive Depressionen den Künstler in seiner Arbeit völlig zu blockieren. Dass aber auch dies nicht universell gilt, zeigen die Arbeiten von Sass (2000/2001), welcher der Frage nachging, ob eben diese „Passung“ zwischen Störungsbild und Kreativität nicht ebenso zeitgeistabhängig ist wie die Definition dessen, was ein kreatives Werk überhaupt ausmacht. Er sieht im Künstler der (Post-)Moderne (mit Andy Warhol als prototypischem Beispiel) insofern eher schizophrene als bipolare Züge, als dieser durch Hyperreflexivität, Intellektualisierung, Ironie und völlige Distanzierung von der Gesellschaft charakterisiert ist – also weniger durch ein Zuviel an Emotionalität als vielmehr durch deren völligen Mangel.

Müssen Begabte Defekte aufweisen?

Aber: Nicht alle Begabten und Kreativen leiden unter irgendwie gearteten Störungsbildern, und umgekehrt führt eine Störung auch nicht notwendigerweise zu besonderen Leistungen. Warum also hält sich die Ansicht, dass Begabte immer auf irgendeine Weise „anders“ sind als normale Menschen, so hartnäckig? Ein Punkt ist sicherlich der erwähnte „gesellschaftliche Druck“ zur künstleri-

schen Exzentrizität; darüber hinaus gilt insbesondere für historisch-retrospektive Analysen, dass ungewöhnliche Menschen einfach auch interessanter sind und folglich häufiger über sie berichtet wird als über „normale“ Begabte. Im weiteren Sinne schließt sich die Frage an, warum es für viele Menschen so schwer vorstellbar scheint, dass Hochbegabte nicht automatisch einen anderweitigen „Defekt“ haben (manche Eltern hochbegabter Kinder können von den Vorurteilen, die ihnen seitens der Lehrer und anderer Eltern, insbesondere in Bezug auf schlecht nachprüfbar Defizite hinsichtlich „sozialer Reife“, begegnen, gewiss ein Liedchen singen). Bereits Wilhelm Lange-Eichbaum vermutete Anfang des 20. Jahrhunderts, dass die Gesellschaft Herausragendes nur dann tolerieren kann, wenn es von Leiden begleitet ist; folglich liege dem Ganzen eine Art Glaube an „ausgleichende Gerechtigkeit“ zugrunde. Fraglich ist allerdings, ob sich dieser Konflikt nicht anders als durch Pathologisierung und Stigmatisierung lösen lässt.

Tanja Gabriele Baudson

Literatur

- » Baudson, T. G. (2008). Kreativität und Psychopathologie: „We of the craft are all crazy“. In: Dresler, M. & Baudson, T. G. (Hrsg.). Kreativität. Beiträge aus den Natur- und Geisteswissenschaften. Stuttgart: Hirzel.
- » Jamison, K. R. (1994). Touched With Fire. Manic-Depressive Illness and the Artistic Temperament. New York: Free Press.
- » Sass, L. A. (2000/2001). Schizophrenia, modernism, and the „creative imagination“: On creativity and psychopathology. In: Creativity Research Journal, 13, S. 55-74.